



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Teil dank der Schule) innewohnt. Die Schule ist nur das von frühern erwachsenen Geschlechtern geschaffene und vom jetzigen erwachsenen Geschlechte erhaltene und stetig fortgebildete Werkzeug.

Nehmen wir einmal an, die Schule hörte plötzlich auf. Würde etwa die Bildung aus der Welt verschwinden? Ja würde auch nur ein einziger Bildungsfaktor verloren gehen? Sicherlich nicht. Die Fortpflanzung der Bildung würde ohne Zweifel eine unvollkommene, unvollständigere, namentlich ungleichmäßigere sein als heute; aber stattfinden würde sie ganz gewiß ebensowohl wie bisher, solange es auf der einen Seite Eltern und mit der Freude am Lehren ausgerüstete Personen, auf der andern Kinder und von Wissensdurst erfüllte Menschen giebt. Nach dieser Seite hin würde sich im wesentlichen gar nichts ändern. Also ist die Schule nicht der die Bildung aus sich erzeugende und ermöglichende, sondern nur der in bestimmten, bequem zurechtgemachten Formen sie übertragende Faktor.

Vielleicht dünkt es manchem unsrer geehrten Leser, bei dieser ganzen Betrachtung laufe viel zwecklose Silbenstecherei mit unter; andre mögen der Ansicht sein, es würden mit derselben offene Thüren eingerannt. Wer aber den geistigen Hochmut in der Nähe mit angesehen hat, mit dem unsre Schulmeister sich oft für die alleinigen und unentbehrlichen Träger der Bildung halten, der fühlt eben das Bedürfnis, sich selbst einmal darüber klar zu werden, daß die Schule keineswegs die Ursache unsrer Bildung sei, sondern lediglich das Mittel, dieselbe in bestimmter Weise zu übertragen, und daß der Stand unsrer Bildung selbst bei unserm erwachsenen Geschlechte ruhe.



Literatur.

Fürstengunst von A. S. C. Wallis. Mit Genehmigung des Autors aus dem Holländischen übersezt von E. v. d. H. 3 Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Der Versuch, die tragische Gestalt König Erichs XIV. von Schweden auf die Bühne zu bringen, ist so oft gemacht worden (von Prutz, Kruse, Weilen, Milow), und so oft vergebens, daß sich nachgerade die Spötter darüber lustig machen konnten, und daß es von vornherein nur dramatischen Anfängern und Stümpern zugemutet wird, wieder einmal einen König Erich zu schreiben. Daß aber der üble Ruf, den der königliche Hypochonder in der poetischen Literatur bekommen, nicht seinem eignen Verschulden zuzumessen ist, davon kann der obige ausgezeichnete Roman Zeugnis ablegen. Er lehrt wieder die alte Lehre, daß die Geschichte selbst poefiereicher ist als die Phantasie der Stümper, und daß der geniale Dichter zwanglos die Geschichte erläutert und zugleich die poetische Pflicht erfüllt. In diesem Sinne ist der Roman von Wallis (ein Pseudonym) ein historischer Roman ersten Ranges; denn nicht das Aeußerliche des historischen Lebens, das wechselnde Kostüm in Sprache, Kleidung und Geschmaek, auch nicht die politische Staatsaktion kommt da zur Geltung, sondern das, was in aller Geschichte sich gleichbleibt, was alle Geschichte erst erzeugt: die ewig gleiche menschliche Natur. Es ist ein Charakterroman, weil Wallis mit ausgezeichnete Kraft die Genesis und Entwicklung tiefer und thatkräftiger Charaktere schildert; und es ist ein historischer Roman, weil alle

Vorgänge genau sich an die Geschichte halten und der Dichter mit dem ihm eigensten Rechte die Handlungen, welche die Chroniken unvermittelt mitteilen, aus der Einheit des Wesens entspringen läßt, dem sie zugeschrieben werden. Wenn man je ein Recht hatte, den Roman als den Erben des Epos zu bezeichnen, so hat der Roman „Fürstengunst“ den gerechtfertigtesten Anspruch auf diese Bezeichnung, denn alle Politik löst sich hier in die Poesie des Reimenschlichen auf. Selbst die Gegner des historischen Romans werden ihn loben müssen, da Wallis eine zum größten Teil erfundene Gestalt in den Mittelpunkt seiner Dichtung stellte, von deren tragischem Schicksal aus die Handlung ihr einheitliches Licht erhält. Diesen Mittelpunkt giebt Göran Person ab, auch ein eiserner Kanzler, der Erich unzertrennlich bis zum verhängnisvollen Morde der Adlichen begleitet und dann selbst der Rache der Ueberlebenden von ihm zum Opfer gebracht wird. Die Historiker wissen von Person wenig zu erzählen, und das wenige lautet nicht eben freundlich: als ein selbstfüchtiger Günstling wird er hingestellt. Jetzt sollen neuere Forscher Rettungen an ihm versuchen. Wallis macht aus diesem Person einen tragischen Idealisten mit eiserner Willensstärke. Ein faustischer Zug der Unbefriedigung an rein gelehrter Grübelelei läßt ihn von Melanchthon, der ihn als seinen genialsten Schüler schätzt, an den Hof Gustav Wasas ziehen, um selbst an dem Gewebe der Geschichte mitzuwirken, das er bis dahin bloß aus Büchern kennen gelernt. Er will handeln, er will Ehren gewinnen, er will sein schwedisches Volk beglücken, er will unsterblich werden. Nur daß er mit seinen politischen Idealen ein oder zwei Jahrhunderte zu früh kommt, daß er ein starrer Dogmatiker ist, nur daß er vor allem zu viel auf die Treue König Erichs gebaut hat, an den er sich in der Jugend angeschlossen und ihm alles, Glück und Gewissen, geopfert hat, um schmählich preisgegeben zu werden.

Mit ungewöhnlicher Kraft ist auch die Gestalt König Erichs selbst geschildert; ihn, den ein Historiker wie G. Droysen (in seinem „Gustaf Adolf“ S. 15) als den „großen Erben des ersten Wasa,“ als den „Mann der großen Politik“ bezeichnet, charakterisiert Wallis als einen sittlichen Schwächling, der in banger Furcht für seine eigne Existenz, eine Furcht, die eine lebhaftere Phantasie zu ewig wachem Mißtrauen oft furchtbar steigert, zu den schrecklichsten Thaten verleitet wird. Ist Person der versteinerte Charakter, so ist Erich die Charakterlosigkeit selbst. Und mit gleicher Meisterschaft ist sein Vater Gustav Wasa in seinem patriarchalischen Regimente (im ersten Bande) geschildert. Die tragische Gestalt des Nils Sture, dessen jugendlich frische Lebensart anfänglich früh entzückt, dessen Sieg in einem Turnierspiel aber den Engherzigen wieder so neidisch, mißtrauisch, gehässig stimmt, daß er nicht ruht, bis er ihn tötet, dieser Nils Sture atmet die reinste Poesie und wird darin nur erreicht von der immer nur flüchtig auftauchenden düstigen Gestalt der Karin Mans, jener Sergeantentochter, die Erich schließlich heiratete.

Doch genug mit diesen Andeutungen. Es ist ein Roman reich an Poesie und kräftiger Charakteristik. Das erotische Element spielt interessanterweise eine sehr geringe Rolle, was dem Ganzen einen schönen männlichen, wahrhaft epischen Zug verleiht. Nur einen Fehler muß man hervorheben, der leider die Rekläre etwas erschwert: das ist die breite, reflektierende Sprache. So liebenswürdig dieser sinnige Erzähler sonst auch erscheint, so frei er von jedem Philosophem ist, so objektiv er allen seinen Gestalten gegenübersteht und überall gleiches Recht und Licht verteilt — so fatal ist sein ewiges Reflektiren im Erzählen. Die Uebersetzung hätte sehr leicht den Roman um ein Drittel kürzen und ihm damit gewiß zu einem schnellern Erfolge verhelfen können.

Der letzte Jude. Roman von Carl Erdmann Eblers. Leipzig, Schlicke, 1885.

Der Autor dieser Dichtung erscheint uns als eine liebenswürdige künstlerische Individualität. Er schreibt einen historischen Roman, zu dem er offenbar gründliche und umfassende Studien gemacht hat, und mit gutem Geschmack weiß er das wissenschaftliche Handwerkzeug, den Schweiß der Arbeit zu verbergen und die Mitteilung historischer Kuriositäten nie, wie es etwa George Taylor gethan, zum Zwecke seiner Dichtungen zu machen. Sein Stoff ist der Untergang des jüdischen Nationalreiches, die Zerstörung Jerusalems: aber so nahe auch Beziehungen auf die Gegenwart gelegen hätten, so vermeidet er sie doch mit glücklichem Takte und bewahrt sich die künstlerische Objektivität gegenüber seinem großartigen, welthistorischen Gegenstande. Er war der Versuchung ausgesetzt, der so viele erlegen sind, anstatt lebendiger Menschen abstrakte, symbolische Gestalten zu schaffen, welche die historischen Mächte, die jenes tragische Ereignis herbeiführten, personifiziren sollten: aber er ist dieser Versuchung ausgewichen. Gerade die Charakteristik ist seine Stärke: die Bilder, welche er von Kaiser Claudius, den Geschichtsschreibern Polybius und Josephus, von Titus und dessen Vater Vespasianus entwirft, sind interessant durch ihre kritische Schärfe. Eblers Psychologie ist eindringend, seine ironische oder satirische Haltung verstärkt nur den lebhaften Eindruck seiner Bilder. Und ebenso vortrefflich sind die Gestalten seiner Erfindung dargestellt: der Held des Romans vor allen, Dthinel, welcher die Stärke Simsons mit der Seelenreinheit Siegfrieds in sich vereinigt; die buhlerische und verführerische Königin Berenice, welche nur durch die Verheimlichung ihres wahren Namens und mit Anwendung der raffiniertesten Weiberkünste den gewaltigen letzten Sprößling der Makkabäer, dessen Geschlecht von dem ihrigen, dem der Heroden, bis auf seinen eignen Vater ausgetilgt wurde, in ihre Liebesbände zu locken vermochte; ferner andre frei erfundene Charaktere, wie die humoristisch skizzirten jüdischen Typen der Pharisäer, Saducäer und Essener, des rührend gläubigen Nazareners, des Soldaten. Und selbst da offenbart sich noch der künstlerische Sinn Eblers, wo er mit dem historischen Roman in Konflikt gerät und ihn eigentlich ad absurdum führt, wo er nämlich Gestalten zeichnet wie den pensionirten Soldaten, die nichts weniger als antik patinirt sind, sondern nur aus unsrer lieben deutschen Umgebung zweitausend Jahre zurück zu den Parthern versetzt worden sind. Aber trotz aller dieser Tugenden, zu denen wir noch die einer trefflichen Prosa anführen wollen, und die wir gewiß bereitwillig anerkennen, vermögen wir diesen „letzten Juden“ doch nicht rückhaltlos zu loben. Es geht ein Zwiespalt durch das ganze Werk; man sagt sich: der Autor ist bei all seinem Können der großartigen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Man kommt nie zum Gefühl der Tragödie, die sich in dem Untergange Jerusalems abgespielt hat. Die Liebesgeschichte zwischen Dthinel und Königin Berenice ist so äußerlich mit jenem furchtbaren Ereignis verknüpft und nimmt gleichwohl soviel Raum ein, daß beide Handlungen einander ausschließen. Kurz: es hat ein im Genrefache hervorragender Künstler sich fruchtlos an eine übergroße, seinen Stil und seine künstlerische Begabung überschreitende Aufgabe gewagt. Das Detail ist interessant, das Ganze ist verfehlt.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig.